ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHZEHNTER BAND
1980

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

DAS BILD DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND UND DEUTSCHER KULTUR IM AUSLAND

Ausführungen von Ordensmitgliedern
bei der internen Tagung
in Regensburg am 29. September 1980,
wiedergegeben in der Reihenfolge
der Vortragenden

VICTOR F. WEISSKOPF

In erster Linie möchte ich über das Bild der deutschen Leistungen in der Physik sprechen, insbesondere über den Eindruck, den die deutschen Beiträge zu meinem Spezialgebiet – der Hochenergiephysik – auf das Ausland gemacht haben. Hier ist die Bilanz äußerst positiv. Es handelt sich dabei um drei Komponenten: Die Leistungen deutscher Physiker in CERN, dem Europäischen Zentrum für Hochenergiephysik in Genf, die Leistungen an den innerdeutschen Laboratorien, insbesondere an DESY in Hamburg, und die Leistungen deutscher Theoretiker.

Deutschland spielt eine entscheidende Rolle in CERN, erstmal rein finanziell. Es liefert den größten Beitrag (25 %); viele der leitenden Posten sind in deutschen Händen. Um einige Namen zu erwähnen: der Experimental-Physiker Klaus Winter, der Beschleuniger-Experte Schnell, der Theoretiker Hagedorn, der Verwalter Ullmann, der Leiter des Transportwesens Kröwerath. Für die nächsten fünf Jahre ist selbst der Generaldirektor ein Deutscher: Herwig Schopper. Diese und viele andere haben wesentlich dazu beigetragen, daß CERN heute wohl das beste und größte Beschleuniger-Laboratorium der Welt ist. Es ist mit Recht der Stolz Europas. Es hat die frühere Dominanz Amerikas in diesem Gebiete durchbrochen.

Einer der wesentlichen Erfolge von CERN ist, daß es den Beweis erbracht hat, daß europäische Zusammenarbeit nicht nur möglich ist, sondern auch zu hervorragenden Resultaten führen kann. Hier wurde nicht nur gezeigt, wie wichtig und positiv die europäische Einheit ist, sondern auch – und das ist für das Thema dieser Sitzung entscheidend – wie gut Deutsch-

land sich in eine solche Zusammenarbeit einfügt. Die Rolle Deutschlands als europäischer Partner wurde in CERN bestätigt. Alle ausländischen Wissenschaftler, die bei CERN gearbeitet haben, konnten sehen, wie das heutige Deutschland die internationale Zusammenarbeit und die europäische Vereinigung ernst nimmt und tätig fördert. CERN stellt die Vereinigten Staaten Europas dar, wenigstens auf dem Gebiete der Grundlagen-Physik.

Die heutige Bedeutung Europas in diesem Gebiet kommt aber nicht nur von CERN. Die zweite (manche sagen sogar: die erste) Quelle ist das Deutsche Elektron-Synchroton Institut (DESY).

Die Entwicklung DESY's in den letzten 15 Jahren war erstaunlich, und so waren die Beiträge und Entdeckungen, die an diesen Anlagen gemacht wurden. Ich hebe besonders die letzte Phase hervor: die Konstruktion des PETRA-Speicherrings. Hier hat Deutschland die Konkurrenz mit Amerika gewonnen. Die deutsche Anlage wurde rascher und verläßlicher gebaut als die entsprechende amerikanische. Die Resultate kamen ein bis zwei Jahre früher. Heute würde man wünschen, daß die entsprechende Anlage in Amerika nicht gebaut wäre, so daß die Mittel dort für einen nächsten Schritt verwendbar wären. Jeder, der mit der Geschichte dieser Wissenschaft vertraut ist, weiß, was das bedeutet im Vergleich zu der Situation vor 20 oder 30 Jahren.

In der theoretischen Grundlagen-Physik war Deutschland führend und ausschlaggebend in den 20er und 30er Jahren. Man braucht nur die Namen Heisenberg, Ommerfeld, Born, Jordan, Hund, v. Weizsäcker zu nennen.

Die Nazizeit hat dieser führenden Stellung ein rasches Ende bereitet. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß nun

wieder führende Persönlichkeiten auftreten, wie Haag, Symanzik, Lüders, Zimmermann, Fritsch und andere mehr. Gewiß, diese Generation hat nicht mehr die überragende Bedeutung der früheren. Die ganz großen Theoretiker, Feynmann, Gellmann, Weinberg und andere, sind heute hauptsächlich in Amerika.

Ich überlasse die Diskussion anderer Wissenschaftsgebiete denen, die mehr davon verstehen. Trotzdem möchte ich die Bedeutung der deutschen Beiträge zur Festkörperphysik erwähnen, die beträchtlich sind. Auch in der Physik der Kernstruktur gibt es wesentliche Beiträge, hauptsächlich an den entsprechenden Instituten in Jülich, Karlsruhe und Heidelberg. Es ist zu hoffen, daß die beschränkte ökonomische Situation diese international bekannten Institute nicht zu sehr einschränken wird. Es wäre äußerst beklagenswert, wenn übertriebene Sparmaßnahmen die neu erworbene Stellung Deutschlands als ein produktiver Partner in der Welt, die Wissenschaft gefährden würde. Es handelt sich um relativ kleine Beträge.

Die deutsche Stellung im wissenschaftlichen Weltbetrieb ist auch durch eine aktive Unterstützung junger Wissenschaftler in und außerhalb Deutschlands verbessert. Die Leistungen der Stiftung Volkswagenwerk sind hier hervorzuheben. Trotz der schwierigen finanziellen Situation würde ich doch für eine Erweiterung solcher Stipendien plädieren.

Ich erinnere Sie an die großzügige Politik Amerikas in den 20 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Damals waren fast 40 % der finanziell unterstützten *graduate students* in den amerikanischen Universitäten Ausländer.

Diese Großzügigkeit hat sich gelohnt. Sie hat wesentlich zur Weltstellung der amerikanischen Wissenschaft beigetragen.

Wissenschaftler in der ganzen Welt erhielten ihre Ausbildung in den USA.

Ich möchte diese Ausführung nicht enden ohne ein paar Bemerkungen über andere kulturelle Leistungen. Der deutsche Film, die neue deutsche Literatur (Böll, Grass, Lenz), die neue deutsche Musik (Orff, Henze etc.) sind verbreitet und allen Kreisen bekannt. Ohne Zweifel hat sich das Bild Deutschlands im Ausland verändert. Es wird nicht mehr gesehen als das Land, in dem die unmenschlichen Verbrechen der Nazizeit stattgefunden haben. Es wird heute gesehen als ein demokratisches, fortschrittliches, kultiviertes Land, das zu der westlichen Kultur gehört und zu dieser beiträgt und somit die Tradition von Kant, Gauss, Goethe, Schiller, Humboldt, Helmholtz, Bach, Beethoven und Thomas Mann fortsetzt. Hoffen wir, daß die weltpolitischen Spannungen es nicht verhindern werden, dies in der Zukunft in erhöhtem Maße fortzusetzen.

CHARLES HUGGINS

Das allgemeine Bild der Bundesrepublik ist ausgezeichnet. Deutschland ist ein schönes Land, tief verwurzelt in Geschichte und Tradition. In seiner Bevölkerung befindet sich eine höchst kultivierte Elite. Der Reichtum von Nationen besteht nicht allein in Bodenschätzen, Gold, Kohle, Eisen und Stahl. Die unschätzbaren Werte findet man in ihren begabten und tüchtigen Töchtern und Söhnen. Je mehr Möglichkeiten für sie auf dem Gebiet der Erziehung und im Beruf gegeben werden, um so größer ist der Gewinn für Deutschland.

In kultureller Hinsicht scheint es, als ob Schriftsteller, besonders Romanschriftsteller, den größten Einfluß in der vorigen Generation gehabt haben. Wenn wir auf das neunzehnte Jahrhundert zurückschauen, denken wir vor allem an die großen deutschen Komponisten und im frühen zwanzigsten Jahrhundert – während der Weimarer Jahre – auch an hervorragende Künstler, Historiker und Architekten. Aber seit dem Zweiten Weltkrieg hatten Schriftsteller Wesentliches zu sagen, und Westdeutschland hat ihnen die Freiheit gegeben, es zu sagen.

Es scheint, daß die Bundesrepublik ihren stärksten Eindruck überall in der Welt mit dem Wiederaufbau der Wirtschaft und ihrem anhaltenden Wohlstand gemacht hat. Aber werden sich mit der Zeit zunehmende Probleme alternder Industriebetriebe zeigen und Probleme in einer Bevölkerung, die sich möglicherweise an übermäßigen Konsum gewöhnt hat, oder wird ausreichend Geld für Fabriken und das Gebiet der Technik angelegt, um in der Zukunft den gleichen Wohlstand aufrechtzuerhalten?

Vom politischen Standpunkt aus betrachtet ist es offensichtlich, daß die Bundesrepublik Menschen im Ausland gezeigt hat, daß in Westdeutschland eine stabile Demokratie mit Verständnis für Individualität besteht. Dieser Zustand steht im scharfen Gegensatz zu Ostdeutschland, wo zum Beispiel das Massenexerzieren der Athleten und die totale Mobilisierung für die Olympiade erschreckende Erinnerungen erwecken, wenn sie im amerikanischen Fernsehen gezeigt werden.

Die Bundeswehr wird allgemein als der wichtigste Teil der NATO-Streitkräfte auf dem Kontinent angesehen. Aber gleichzeitig treten langsam Zweifel über ihre tatsächliche Wirksamkeit auf. Wird ein ausreichender Verteidigungszustand ernst

genommen, oder hofft man auf politische Mittel, um militärische Spannungen zu vermeiden?

Die Wiederherstellung der deutschen Wissenschaft seit dem Zweiten Weltkrieg ist (bis auf einige wichtige Ausnahmen – Butenandt, Lynen, von Warburg und andere) langsam vor sich gegangen, die biologischen und medizinischen Wissenschaften sind noch *catching up.* In den letzten Jahren sind einige vorzügliche wissenschaftliche Programme in ausgewählten Gebieten wie zum Beispiel Molekular-Genetik, Neurobiologie usw. entwickelt worden.

Der heilsame Effekt staatlicher und privater Beiträge (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Stiftung Volkswagenwerk) wird im Ausland anerkannt und sehr gelobt.

Die Max-Planck-Institute unterstützen die medizinischen Wissenschaften in einer Weise, die in keinem andern Land so hervorragend ist und keinem andern Land gleichkommt.

Aber wesentliche Probleme sind noch vorhanden:

a) Eine *closed-door policy* die zu einem Mangel an internationaler Anerkennung geführt hat.

b) Notwendigkeit für starken Einsatz ununterbrochener wissenschaftlicher Arbeit und Unterstützung von Ausbildung.

c) Widerstreben ehemaliger Deutscher, nach Deutschland zurückzukehren.

d) Junge Wissenschaftler (Doktoranden und junge Fakultätsmitglieder) klagen oft über konkurrenzunfähige Gehälter und andere zusätzliche Bezüge, verglichen mit Institutionen im Ausland.

Es ist wichtig hinzuzufügen, daß vor allem in den Vereinigten Staaten die Würdigung deutscher kultureller und wissenschaftlicher Leistungen unermeßlich gestärkt wurde durch die Arbeiten derjenigen deutschen Akademiker, die in den

dreißiger Jahren nach Amerika gekommen sind. Diese Akademiker haben mindestens in zwei Generationen von amerikanischen Studenten das Interesse für Deutschland erweckt, und ihre bleibenden Beiträge haben in breiten Schichten von Amerikanern zu einem besseren Verständnis für Deutschland geführt.

FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK

Ich möchte Ihnen nur kurz von einer kleinen Episode berichten, die Ihnen vielleicht Befriedigung geben wird:
Vor drei oder vier Jahren hatte das Times Literary Supplement mit großem Interesse ein Angebot von mir angenommen, eine Besprechung von Conzes »Geschichtlichen Grundbegriffen« in einen größeren Aufsatz über »The Renaissance of German Scholarship« auszudehnen. Die Sache verzögerte sich dann lange durch das langsame Erscheinen der Bände und schließlich die fast einjährige Unterbrechung des Erscheinens der TLS durch einen Streik. Als ich dann bei meinem letzten Besuch in London anfragte, ob sie an einem solchen Aufsatz noch interessiert seien, war die bezeichnende Antwort: »Ist denn das noch notwendig?«

SIR HANS ADOLF KREBS

Meine Bemerkungen zu den gestellten Fragen beruhen im wesentlichen auf meinen Kontakten in England.

Wenn man »Kultur« als die Gesamtheit des geistigen Lebens und der Gesittung eines Volkes definiert, dann kann man sagen, daß die Anerkennung der großen deutschen Leistungen der Vergangenheit von der Hitlerzeit unbeeinflußt blieb. Selbst während des Zweiten Weltkrieges wurde die Bewertung deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft in keiner Weise durch die politische Situation beeinflußt. Es erschienen während des Zweiten Weltkrieges in englischen Zeitschriften Nachrufe auf deutsche Wissenschaftler, deren Ton sich nicht von denen der Friedenszeit unterschied. Die Nachkriegszeit beurteilte deutsche kulturelle Leistungen im allgemeinen unvoreingenommen. Man hat aber den allgemeinen Eindruck, daß kulturelle Spitzenleistungen nach 1933 seltener geworden sind.

Was das allgemeine Bild der Bundesrepublik im Ausland betrifft, so gibt es wohl ebenso viele Bilder wie Menschen, die darüber nachdenken. Jeder hat sein eigenes Bild. Doch sind vielleicht einige Verallgemeinerungen berechtigt.

Die Mehrzahl der jüngeren Generation, die in der Nachkriegszeit aufgewachsen ist (also alle unter 40 Jahre alten) steht den Ereignissen der Hitlerperiode ziemlich distanziert gegenüber. Sie war für sie kein persönliches Erlebnis, sondern Geschichte, fast ebenso weit entfernt wie die Napoleonischen Kriege des Anfangs des 19. Jahrhunderts, und Geschichte berührt sie emotionell wenig. Diese Generation reist gern in der Welt herum und beurteilt fremde Länder auf Grund ihrer persönlichen Erfahrungen. Vielen sagen die Menschen der Bundesrepublik und ihr Lebensstil zu, sicherlich nicht weniger als die Menschen in anderen westeuropäischen Ländern.

Unter der älteren Generation, deren Einstellung durch Erlebnisse der beiden Weltkriege und die tiefen Wunden, die

die Kriege hinterlassen haben, gefärbt ist, hört man zuweilen kritische Aussagen über den Lebensstil (*way of life*) in Deutschland. Die Erinnerungen mancher dieser Menschen erstrecken sich auf Berichte oder Erfahrungen aus der Kaiserzeit, Berichte besonders über die Ursachen des Ersten Weltkrieges. Sie kritisieren den Stil der früher tonangebenden preußischen Junker- und Offiziersklasse wegen Überheblichkeit, übermäßiger Selbstsicherheit, Exklusivität und Aggressivität. Von den Tugenden dieser Klasse (Pflichtgefühl, Verläßlichkeit) weiß man wenig. Kaiser Wilhelm II. gab kein gutes Vorbild in dieser Hinsicht.

Man sagt mir, daß dieser Stil im Gegensatz zu dem steht, der in England kultiviert wird (manchmal in affektierter Weise): *humility*, *understatement*, *self-effacement*. Obgleich die Junkerklasse verschwunden ist und der Stil der Offiziersklasse heute nicht mehr tonangebend ist, sind die Erinnerungen an die früheren Zeiten noch nicht ganz verschwunden. Sie verschwinden aber in zunehmendem Ausmaß. Vorurteile, die von alten berechtigten Urteilen stammen, sind immer schwer auszumerzen. Daß Vorurteile existieren (und manchmal als solche anerkannt werden), erfuhr ich kürzlich durch einen Oxforder Kollegen (62 Jahre alt), der 1980 zum ersten Mal in Deutschland war und mir gestand, daß die Menschen ihn ganz anders berührten (viel vorteilhafter), als er erwartet hatte.

Eine Schlußbemerkung: ich bezweifle, daß ich Wesentliches zu dem hinzufügen kann, was deutsche Diplomaten im Ausland routinemäßig über das Bild der Bundesrepublik und deutsche Kultur berichten.

Indem ich versuche, meinen eigenen Eindrücken über die deutsche Kultur in Amerika Ausdruck zu geben, bitte ich Sie zu beachten, daß dieses Thema nicht zu meinem Fach gehört und daß es sich hier nur um sehr oberflächliche und zufällige Eindrücke handelt.

Eine einheitliche Einstellung Deutschland gegenüber gibt es bei uns Amerikanern natürlich nicht. Wir sind bekanntlich eine bunte Volksmischung. Bei uns findet man Tausende verschiedene Einstellungen je nach ethnischem Ursprung, ideologischer Veranlagung und allen möglichen anderen Einflüssen und Beweggründen. Das Verallgemeinern ist einfach unmöglich. Dabei gibt es aber Bevölkerungsteile, deren Einstellungen meines Erachtens besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Erstens gibt es die Deutschamerikaner. Unter ihnen bestehen auch beachtliche Unterschiede – hauptsächlich, wie es mir scheint, zwischen denen, deren Ahnen aus politischen, ideologischen oder religiösen Gründen und denen, deren Ahnen aus materiellen Gründen nach Amerika ausgewandert sind. Verhältnismäßig wenige von den letzten scheinen ein reges und nützliches Interesse an der deutschen Kultur beibehalten zu haben. Bei den ersteren ist es oder war es seinerzeit etwas anders. Ich bin in Milwaukee, Wisconsin aufgewachsen – in einer Stadt also, in der ein Gutteil der Bevölkerung, einschließlich einer Reihe der besten, reichsten und einflußreichsten Familien, deutscher Abstammung war. Manche von diesen waren die Nachkommen von Menschen, besonders aus Süddeutschland, die in der Zeit nach den Unruhen von 1848 nach Amerika ausgewandert waren.

Diese Menschen und ihre Nachkommen behielten ein reges Interesse an Deutschland, waren stolz auf ihre deutsche Herkunft und schauten mit Liebe und Verehrung auf Bayern, beziehungsweise Württemberg, aus dem ihre Familie stammte, zurück; und in Milwaukee machten sie ihren Einfluß auf entsprechende Weise geltend. In meiner Kindheit gab es in Milwaukee deutsche Zeitungen, deutsches Theater, eine ausgezeichnete »German-English-Academy« usw. – ohne von den bekannten Brauereien und den vielen Biergärten zu sprechen.

Nach den zwei Weltkriegen ist, wie ich fürchte, wenig davon geblieben. Die Verbindungen zu den Familienangehörigen in Deutschland sind vielfach verlorengegangen. Dazu ist die jüngere Generation viel stärker amerikanisiert.

Die zweite einflußreiche Gruppe (sehr einflußreich sogar), deren Einstellung Aufmerksamkeit verdient, besteht aus den vielen aus Deutschland stammenden jüdischen Familien. Bis zum Ersten Weltkrieg und teilweise auch nachher war dieses Element betont deutschfreundlich. Hier ist aber die Wirkung des Nazismus verheerend gewesen; sie ist noch nicht überwunden. Die daraus entstammenden Traumata gehen teilweise in die zweite Generation hinein. In den alten gebildeten und vornehmen Familien ist man allerdings einsichtsvoller. Da findet man mehr Verständnis für die Tatsache, daß die Nazizeit auch eine innerdeutsche Krise war, bei der sehr viele Deutsche die Leiden der jüdischen Bevölkerung auf die eine oder die andere Weise teilten. Auch andere, wie z. B. die Redaktion der New York Times, verhalten sich korrekt und vermeiden es, antideutsche Strömungen zu unterstützen. Auch hier, glücklicherweise, spielte der Wechsel der Generationen eine gewisse Rolle, was sich darin bemerkbar macht, daß

manche von den jüngeren Familienmitgliedern jetzt ganz normal nach Deutschland reisen und sich entsprechend zu Deutschland verhalten, was bei den älteren immer noch nicht möglich wäre. Man muß damit rechnen, daß noch Jahre werden vergehen müssen, bis diese Traumata vollkommen überwunden werden können.

Drittens gibt es natürlich das, was man manchmal das *eastern establishment* nennt – also die hauptsächlich angelsächsische hochgebildete und tiefverwurzelte Oberschicht, die – obwohl nicht mehr so einflußreich wie einst – nicht ganz ohne Bedeutung bleibt. Im späten 19. Jahrhundert gab es auch in diesen Kreisen Strömungen, die – wenn nicht immer politisch deutschfreundlich – das deutsche Geistes- und Bildungswesen doch bewunderten und für die deutsche Kultur überhaupt ein reges und im allgemeinen wohlwollendes Interesse an den Tag legten.

Hier spiegelte sich vermutlich auch das Beispiel der englischen königlichen Familie in den Zeiten der Königin Viktoria. Diese Einstellung hat auch unter den zwei Weltkriegen stark gelitten und merkwürdigerweise (wie in England) mehr unter dem ersten als unter dem zweiten. Die Council on Foreign Relations und John Mc Cloy persönlich haben in den letzten Jahren viel getan, um diese Situation zu verbessern. Besonders bei der jüngeren (das heißt: *young-adult*) Generation stößt man kaum mehr auf irgendwelche deutschfeindliche Einstellungen. Aber die Leute wissen meistens sehr wenig von Deutschland und interessieren sich für deutsche Angelegenheiten hauptsächlich vom Standpunkt wirtschaftlicher oder strategischer Fragen.

Dieses mangelhafte Interesse am heutigen Deutschland, und dies nicht nur beim *eastern establishment* ist in erheblichem

Maße auf das Zurückgehen und den jetzigen schwachen Stand der germanistischen Studien auf den amerikanischen Universitäten zurückzuführen. Ein größeres Interesse bei der amerikanischen Studentenschaft für die deutsche Sprache sowie die deutsche Wissenschaft, Literatur, bildende Künste usw. zu erregen, das wäre meines Erachtens das Wichtigste, was man tun könnte, um das Verständnis für die deutsche Kultur in Amerika zu erhöhen. In dieser Hinsicht müßten studentischen Austauschreisen, Ausstellungen deutscher Kunst, literarischen Übersetzungen, musikalischen Veranstaltungen, Vorträgen und vor allen Dingen dem Film eine besondere Bedeutung beigemessen werden.

Zum Schluß ein kurzes Wort über die sogenannte *teenage-youth*, die *blue-jeans*-Generation. Hier haben wir es mit einer Erscheinung von besonderer Art zu tun. Diese merkwürdigen Menschen leben in einer ihrer Generation eigenen internationalen Kultur, wo das spezifisch Nationale überhaupt keine Rolle spielt. Für die deutsche Kultur sind sie vom Gemütsstandpunkt ebenso aufgeschlossen wie für jede andere. Sie sind aber, bei uns jedenfalls, so schlecht gebildet, wenn nicht vollkommen ungebildet, daß ihrer Fähigkeit, zu einem tieferen Verständnis für eine fremde Kultur zu kommen, enge Grenzen gesetzt sind. Hier hilft wiederum nichts, was Deutschland betrifft, als die Intensivierung und Vertiefung der akademischen Ausbildung.

Als Gesprächsbeitrag erlaube ich mir, einige Eindrücke aus den drei Wissenschaftsgebieten niederzuschreiben, in denen ich selbst gearbeitet habe.

Physik

Als ich 1929, also vor etwas mehr als fünfzig Jahren, Physik zu studieren begann, mußte jeder junge amerikanische Physiker, der etwas auf sich hielt, eine Weile in Europa gearbeitet haben, als Experimentalphysiker vorzugsweise in England, als theoretischer Physiker vorzugsweise in Deutschland. Aber die Vereinigten Staaten waren in ihrem technischen Stand und der Menge des hochqualifizierten Nachwuchses schon reif, die führende Rolle in der Welt in den meisten naturwissenschaftlichen Fächern zu übernehmen; in einigen, so in der beobachtenden Astronomie, war ihnen diese Rolle schon damals unbestritten. Die Schnelligkeit, mit der dieser Übergang dann stattfand, ist das Werk Adolf Hitlers, ebensosehr in der außerordentlichen geistigen Befruchtung Amerikas durch die europäischen Emigranten wie in der radikalen Schwächung Europas im allgemeinen und der deutschen kulturtragenden Schicht im besonderen. Aus meinem engsten Beobachtungsbereich würde ich sagen, daß von meinen etwas älteren und gleichaltrigen Kollegen in der theoretischen Physik, die damals die moderne Entwicklung trugen, vielleicht 80 % der führenden Köpfe Deutschland verlassen mußten.

Die vom Humboldtschen Geist geprägte deutsche Universität war im 19. Jahrhundert, zumal in seiner zweiten Hälfte, weltweit ein Vorbild. Man sieht das an der Nachahmung deutscher

Universitätsstruktur in damals neugegründeten außereuropäischen Universitäten. Halb scherzhaft hat man gesagt, die Entwicklung der deutschen Kultur durchs neunzehnte Jahrhundert hindurch bestehe im Übergang von Schelling und Hegel zu Siemens und Halske. Aber auch Werner Siemens, selbst ein großer Forscher, darf dem Humboldtschen Geist zugerechnet werden. Er wurde vorbildlich für die Förderung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung durch die deutsche Industrie, die in der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einen sichtbaren Ausdruck fand, sich aber auch in großen Industrielaboratorien, wie z. B. eben denen der Firma Siemens, vollzog.

Es war nach 1945 selbstverständlich, daß Deutschland in diese führende Rolle in einer inzwischen breit modernisierten Welt nie mehr zurückkehren wird. Bis heute muß ein junger deutscher Wissenschaftler, zumal ein Physiker, der etwas auf sich hält, eine Weile in Amerika gearbeitet haben. Immerhin gehört die Bundesrepublik heute, wie in vielen anderen Wissenschaften, so auch in der Physik, zu den erfolgreichen und respektierten Ländern. Der in den fünfziger Jahren noch drohende Verlust des besten Nachwuchses durch Abwanderung in Länder mit begünstigteren Arbeitsbedingungen, zumal in die USA, der sogenannte *brain drain*, eines der großen Probleme aller Entwicklungsländer, ist bei uns zum Stehen gekommen, ja es gibt einige Rückwanderung. Dies ist zu einem großen Teil das Verdienst finanzieller Förderung durch den Staat. Die Industrie hat mit der Expansion der Förderungsansprüche der Wissenschaft nur in geringerem Maße als vor 1933 mithalten können und vielleicht auch wollen.

Zwischenbemerkung

Mir sei hier eine Notiz über die Entwicklung der Mentalität und Struktur unserer Universitäten seit 1945 erlaubt. Es wäre ungerecht, zu behaupten, die deutsche Universität habe sich der Herrschaft des Nationalsozialismus widerstandslos gebeugt. Der Widerstand war nicht spektakulär, aber er vollzog sich in vielen schwer einnehmbaren Igelstellungen. Diese Erfahrung hat jedoch m. E. der deutschen Universität nach 1945 einigen Schaden gebracht. In einer Situation historisch fast beispielloser faktischer Unabhängigkeit behielt die in der Universität maßgebende Professoren-Aristokratie mehrheitlich die Haltung ängstlicher Abwehr aller aus dem politischen Raum kommenden Anforderungen bei. Man hätte unvermeidliche Änderungen in Anpassung an die Bedürfnisse einer veränderten Gesellschaft selbst aktiv in Gang bringen und dadurch sachverständig gestalten können; die Quantitätsprobleme eines wachsenden Ausbildungsbedarfs sind das simpelste, evidente Beispiel. Die Abwehrhaltung hingegen mußte – das war in den sechziger Jahren klar vorherzusehen – zu einer politischen Katastrophe der Universität führen, wenn ihr die notwendigen Änderungen von außen in unsachgemäßer Form aufgezwungen werden würden. Die Studentenrebellion von 1967–68 wurde das auslösende Moment. Die deutsche Universität hat sich von dieser Krise noch nicht erholt. Ich meine zu spüren, daß dies auch im Ausland wahrgenommen wird und wie es unser Bild, ohne daß die Details durchschaut würden, beeinträchtigt. Abhilfe ist schwer, denn sie könnte wohl nur von innen, aus der Universität selbst kommen.

Der internationale Glanz der klassischen deutschen Philosophie, von Kant bis Heidegger, ist in den drei Jahrzehnten seit etwa 1950 fühlbar verblaßt. Die Schuld daran trägt m. E. nicht einfach die Hitler-Ära, wenn sie auch, begreiflicherweise, zu moralisierenden Rückfragen über Wurzeln der damaligen Verbrechen im traditionellen deutschen Denken Anlaß gegeben hat. Die Emigration so vieler deutscher Kulturträger nach 1933 hat umgekehrt vielleicht sogar wie eine ungewollte Welle deutscher Kulturpropaganda gewirkt. Die weltweite Veränderung des philosophischen Bewußtseins in den letzten drei Jahrzehnten hat wohl mehr mit der zumal von Amerika vorangetriebenen Verwissenschaftlichung und Technisierung der Kultur zu tun. Dem entsprach das Vordringen einer szientistischen Philosophie, welche die Erkenntnislehre in Wissenschaftstheorie überführte, welche kulturelle Phänomene soziologisch und psychologisch analysierte und welche die überlieferte Metaphysik von beiden Seiten her ungläubig und ideologiekritisch in die Zange nahm. Alle diese Ströme haben wichtige Quellen im deutschen Kulturraum. Um nur wenige zu nennen: die Ideologiekritik bei Marx, der hierin Wesentliches von Hegel gelernt hat, die Soziologie bei Max Weber, die entlarvende Psychologie bei Freud, die Wissenschaftstheorie im »Wiener Kreis«. Aber außer Weber waren alle Genannten Außenseiter in der offiziellen deutschen Tradition, wurden deren Kritiker und vererbten ihre Kritik an ihre heutige weltweite Gefolgschaft. Nur Leibniz hatte das Glück, als Erfinder der mathematischen Logik in der Schule Bertrand Russells zu späten Ehren zu kommen, zusammen mit dem zu seinen Lebzeiten in Deutschland fast unbekannten größten klassischen Logiker, Frege.

Nach meinem subjektiven Urteil löst die szientistische Philosophie keines der Probleme, vor die sie sich gestellt sieht. Ich empfinde ihren zeitweiligen Sieg gleichwohl als einen notwendigen und nicht mehr umkehrbaren Schritt weltweiter Aufklärung, als einen unvermeidlichen popularphilosophischen Beitrag zur Verstandesbildung der Menschheit. Die ungelösten Erkenntnis- und Handlungsprobleme der heutigen Welt waren auch in der philosophischen Selbstinterpretation der klassischen Kultur nicht gelöst, vielfach waren sie noch nicht einmal gesehen oder entstanden. Es handelt sich darum, nicht die Meinungen, sondern das Reflexionsniveau der klassischen Philosophie wiederherzustellen. Es sei mir erlaubt, die ungelösten Probleme am Beispiel der Wissenschaftstheorie anzudeuten. Diese sucht die Wissenschaftlichkeit in der Erfüllung des vorentworfenen methodischen Ideals eines empirisch-rationalen Verfahrens. M. E. aber hat sich die Methode erfolgreicher Wissenschaft stets den erst zu entdeckenden jeweiligen Sachstrukturen angepaßt und entspricht dem wissenschaftstheoretischen Ideal höchstens in Trivialfällen. Auf die Sozialwissenschaften, deren Themen für die heutige Menschheit lebenswichtig sind, hat die Wissenschaftstheorie wohl den stärksten Eindruck gemacht, aber, wie mir scheint, nur, weil dieser jüngste große Wissenschaftszweig seine eigenen Voraussetzungen noch am wenigsten zu analysieren vermocht hat; die methodologische Mode lenkt m. E. dort vielfach den Blick von der Gestaltwahrnehmung in Sachfragen auf unwesentliche und oberflächliche Details ab. Die interpretierende Geisteswissenschaft, wohl die höchste bisher entwickelte methodisch-rationale Form der Selbstvergewisserung einer Kultur, ist dem Erkenntnisbegriff der Wissenschaftstheorie immer unerreichbar geblieben. Vielleicht am verblüffendsten ist aber

die manifeste Unfähigkeit der Wissenschaftstheorie, die großen theoretischen Fortschritte der Physik unseres Jahrhunderts zu interpretieren.

In der Menschheit wird die philosophische Arbeit in dem ihr eigenen, verglichen mit der Einzelwissenschaft langsamen Tempo weitergehen. Die Deutschen, heute Teilhaber der vorherrschenden Verwirrung der philosophischen Lehrmeinungen, werden an dieser Arbeit einen bescheidenen Anteil nehmen. Ein Stück ihrer Vergangenheit sollte ihrer gelehrten Aufmerksamkeit empfohlen bleiben: wer das klassische Niveau des philosophischen Fragens wiederentdeckt, wird sich den Fragestellungen der klassischen deutschen Philosophie und, vielleicht durch sie vermittelt, denen der ursprünglichen griechischen Philosophie von neuem gegenübergestellt finden.

Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt

Dieser komplizierte Titel bezeichnet, im System der Wissenschaften geredet, einen Ausschnitt aus den – im weitesten Sinne des Worts – politischen Wissenschaften. Dieser Ausschnitt ist in doppelter Weise eingeengt, beides nicht disziplinär, sondern problembezogen. Erstens ist er pragmatisch bestimmt: man sucht nützliche Erkenntnis über brennende praktische Probleme der Gegenwart. Zweitens bezeichnet er einen Appell an die Wissenschaft, zumal an die Naturwissenschaft und die Technik selbst. Die Wissenschaft und die durch sie ermöglichte Technik verändert heute die Lebensbedingungen der Menschheit mit einer Radikalität, für die es seit der Entstehung des Ackerbaus und der Hochkulturen keine Parallele gibt. Es ist, so soll der Titel verstanden werden, die

moralische und politische Pflicht der Wissenschaft selbst, ihre politischen Konsequenzen zu bedenken.

Diese Art zu fragen kommt verständlicherweise aus Amerika. Die wissenschaftlich, technisch und wirtschaftlich und eben darum nun auch politisch führende Weltmacht gab ihren besten wissenschaftlichen Köpfen Gelegenheit, sich in staatsbürgerlicher und weltbürgerlicher Verantwortung an der politischen Bewußtseinsbildung über die ihrem Sachverstand zugänglichen Probleme zu beteiligen. Die große gesellschaftliche Mobilität, in der Beamte und Berufspolitiker, Wirtschaftler und Wissenschaftler nicht gegeneinander abgeschottete Kasten sind, trug dazu bei, daß Wissenschaftlern der Weg zu praktischer politischer Erfahrung offenstand, ohne daß sie deswegen ihren wissenschaftlichen Beruf permanent aufgeben mußten. Der stärkste einzelne Impuls kam wohl von den Atomphysikern, die die Atombombe, in Defensive gegen das Hitlersche Deutschland, geschaffen hatten. Sie wären Unmenschen gewesen, wenn sie sich nicht für die politischen Konsequenzen ihrer Erfindung mitverantwortlich gewußt hätten. Ihr Sachverstand wurde praktisch folgenreich. So ist das militärstrategische Konzept der gegenseitigen Abschreckung im wesentlichen von Wissenschaftlern entworfen.

Daß die Wissenschaftler bei diesem Prozeß ihrer eigenen politischen Bewußtseinsbildung in die Grundkontroversen der Politik hineingezogen wurden und so auch in Konflikte untereinander gerieten, war unvermeidlich und ist kein Einwand; denn in diesen Grundkontroversen spiegeln sich die ungelösten Probleme unserer Welt. Auch die Wissenschaftler haben diese Probleme nicht gelöst; zu fordern war, daß sie sich der Arbeit und dem Leiden an den Problemen nicht entzogen. Nach meiner Vermutung wird auch die Abschreckungsstrategie

den dritten Weltkrieg nicht verhindern. Wahrscheinlich wird man daher im Rückblick noch kritischer über die heutige politische Führung einschließlich der sie beratenden Wissenschaftler denken, als es die heutige Jugend schon tut. Aber in dieser begreiflichen Kritik steckt eine Ungerechtigkeit. Es ist nicht zu erwarten, daß die wissenschaftlich-technische Weltveränderung ohne lebensbedrohende Krisen geschehen kann. Die Anstrengung, diese Krisen vorher zu bedenken, mag zum Überleben beitragen, auch wenn sie die Krisen nicht verhindern kann.

Europa und zumal die Bundesrepublik ist in diesen Denkprozeß verhältnismäßig spät eingetreten. Die ersten zwanzig Jahre nach 1945 waren politisch für die Westdeutschen wohl etwas wie ein Heilschlaf unter väterlicher Aufsicht. Unsere Aktivität erschöpfte sich in der großartigen Leistung des wirtschaftlichen Neuaufbaus. Politisch und geistig erwartete und empfing die Welt von uns keine Anregungen. Auch heute haben wir in dieser Art des Fragens noch einen Nachholbedarf. Das menschlich-geistige Potential dafür wäre vorhanden.

Schlußbemerkung

Die gestellte Frage nach dem Bild der deutschen Kultur in der heutigen Welt hat mich, mit einer schwer vermeidlichen Konsequenz, immer wieder zu den inhaltlichen Problemen der heutigen Weltkultur geführt. Ich möchte diese Konsequenz in der Tat als eine Antwort auf die gestellte Frage anbieten. Förderung des internationalen Verständnisses für die deutsche Kultur ist eine wichtige Aufgabe unserer Kultur- und Außenpolitik. Aber die wahre Rolle unserer nationalen Kultur in der Welt hängt davon ab, wie weit sie sich den

Problemen zu stellen vermag, die heute der Welt gemeinsam sind. Deshalb führt uns die Frage nach dem Bild deutscher Kultur im Ausland auf die Sachprobleme der Kultur zurück.

WOLFGANG PAUL

Den bisherigen Berichten möchte ich einige quantitative Angaben aus dem Bereich der Alexander von Humboldt-Stiftung zufügen.

Die Humboldt-Stiftung ermöglicht promovierten Wissenschaftlern aus aller Welt im Alter bis zu 40 Jahren einen 1–2jährigen Forschungsaufenthalt in der Bundesrepublik. Sie kennt bei der Auswahl keine Quoten für Länder oder für Fachgebiete. Alle Wissensgebiete werden gefördert. Die Stipendien werden nur nach dem Gesichtspunkt vergeben, daß der Bewerber zu den Besten seines Faches in seinem Heimatland gehört. Die Bewerbungen um ein Humboldt-Stipendium erfolgen über wissenschaftliche Einrichtungen (Akademien, Science foundation etc.) oder direkt bei der Stiftung. Der Bewerber nennt seine Wünsche gezielt, d. h. er gibt an, bei welchem deutschen Gastgeber bzw. an welcher Universität oder welchem Forschungsinstitut er zu arbeiten wünscht. Dies setzt voraus, daß er vorher über die Forschungsmöglichkeiten auf seinem Fachgebiet in Deutschland informiert ist. So kann die Zahl der Bewerbungen und ihre regionale Verteilung ein gutes Maß für das Ansehen sein, das die deutsche Wissenschaft im Ausland hat. Die Wahl des Forschungsplatzes gibt ein differenziertes Bild, welche Fächer und welche Universitäten bzw. Forschungsinstitute den ausländischen Wissenschaftlern attraktiv erscheinen.

Nun einige Zahlen:
Seit der Wiedererrichtung der Stiftung 1954 wurden bis 1980 ca. 7500 Stipendiaten aus 89 Ländern gefördert, die aus etwa 21 000 Bewerbern aus 103 Ländern ausgewählt wurden. Davon kamen 44 % aus Europa, wobei die west- und osteuropäischen Länder etwa gleich stark vertreten sind, 56 % aus Übersee.
Den höchsten Anteil an Stipendiaten stellen Japan, USA und Indien, dicht gefolgt von Polen und seit einem Jahr von der Volksrepublik China. Im letzten Jahr rückten die USA an die 1. Stelle. Interessant ist die Aufteilung der Stipendiaten auf die Fachgebiete und deren zeitliche Entwicklung.
Waren bis zum Anfang der sechziger Jahre die Fächer der Geisteswissenschaften zu mehr als 40 % vertreten, so lagen die Naturwissenschaften bei ca. 30 %, die Medizin bei 20 % und die Ingenieurwissenschaften bei knapp 10 %.
Mit dem Wiedererstarken der Naturwissenschaften in Deutschland – sie hatten vor und nach dem Krieg besonders gelitten – wandelte sich das Bild. Die Geisteswissenschaften sanken auf etwa 30 % ab, ebenso wie die Medizin, die jetzt nur noch 10 % stellt; dafür stiegen die Naturwissenschaften auf 50 % an, wobei Chemiker und Physiker etwa gleich stark vertreten sind. Die Ingenieure bleiben bei 10 % konstant.
Innerhalb der Geisteswissenschaften ist z. B. die Entwicklung der Germanistik interessant. Hier ging in den letzten 10 Jahren die Zahl der Bewerbungen auf ein Drittel zurück. Liegt das an einem abnehmenden Interesse an der deutschen Sprache und Literatur, oder spiegelt sich darin die Situation des Faches an den deutschen Universitäten mit seinem Massenbetrieb?
Dafür sind Geschichte, Rechtswissenschaft und Philosophie wieder mehr gefragt. Fächer, die innerhalb Deutschlands eine

besondere Attraktivität gewonnen haben, wie z. B. Soziologie und Psychologie, stehen dagegen auf der Wunschliste der ausländischen Forscher relativ weit unten.

Wie verteilen sich nun die Stipendiaten auf die einzelnen Hochschulen und Forschungsinstitute? 80 % arbeiten an Hochschulen, 10 % an Max-Planck-Instituten und 10 % an Forschungseinrichtungen verschiedenster Art, an Kliniken, Museen und Archiven.

Z. Zt. gibt es in der Bundesrepublik 64 wissenschaftliche Hochschulen, die aus offizieller deutscher Sicht alle von gleichem Range sind. 50 % aller Humboldt-Stipendiaten an Universitäten konzentrieren sich allerdings auf 10 Hochschulen. 75 % finden wir an 20 Hochschulen, während sich der Rest auf alle anderen 44 verteilt.

Es ist aus verschiedensten Gründen verständlich, daß die alten traditionsreichen Universitäten in besonderem Ansehen stehen. Doch ist es erfreulich zu sehen, daß auch manche neue Hochschule in speziellen Fächern schnell attraktiv geworden ist. Dafür ist eine der ältesten Universitäten in einem besonders reformerischen Land in die Kategorie »ferner liefen« abgerutscht.

An diesen wenigen Beispielen läßt sich leicht sehen, welch empfindliches Barometer die Humboldt-Stiftung für das Ansehen der deutschen Wissenschaft und ihrer Institute im Ausland darstellt.

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

Der Ordenskanzler dankt in besonderer Weise den Wissenschaftlern, die Deutschland nach 1933 verlassen mußten und trotzdem ihre Liebe zu diesem Land nicht verloren haben, sondern nach dem Kriege großherzig um einen neuen Brükkenschlag bemüht gewesen sind.

SIR RONALD SYME

Deutsche Literatur und Wissenschaft finden in Großbritannien nach wie vor Bewunderung. Persönliche Beziehungen zu deutschen Akademikern werden begrüßt und sind herzlich. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Professoren der meisten Disziplinen mehr nach den Vereinigten Staaten hingezogen.
Was die Reisetätigkeit anbetrifft, so üben Frankreich und die Mittelmeerländer eine stärkere Anziehungskraft aus als Deutschland (oder Skandinavien). Ein Grund hierfür sind die Sprachkenntnisse, die in Schulen und Universitäten keine Fortschritte machen.
Während der industrielle Fortschritt und die soziale Stabilität in Deutschland mit einem gewissen Neid (jedoch keineswegs Mißgunst) beobachtet werden, scheint wenig Interesse an deutscher politischer Demokratie oder der Rolle Deutschlands in Europa zu bestehen.

EMIL STAIGER

In meinem Beitrag zu unserem Regensburger Gespräch habe ich auf das bei Beck 1979 erschienene Buch »Im Urteil des Auslands«, hrsg. von J. Haas-Heye, hingewiesen. Es enthält ein Kapitel aus der Feder des ehemaligen Schweizer Botschafters in Bonn, Hans Lacher, »Die Demokratie für immer gewonnen? Erwägungen aus der Schweiz.« Da ist meines Erachtens alles Wesentliche maßvoll und gerecht ausgesprochen. Aus persönlichen Erfahrungen fügte ich hinzu:

In der Phil. Fakultät I der Universität Zürich war man nach dem Krieg bis in die fünfziger Jahre in der Wahl deutscher Dozenten sehr zurückhaltend. Das hat sich geändert. Deutsche werden wieder unbedenklich vorgeschlagen und von den Behörden meist anstandslos akzeptiert. Im allgemeinen hat sich diese Haltung ausgezeichnet bewährt, vor allem in den Fachgebieten Philosophie (Lübbe), Sonderpädagogik (Heese), Altphilologie (Burkert, Tränkle), Deutsche Literatur (Binder), Slavistik (Brang), Alte Geschichte (F. G. Maier). Politische Differenzen werden nicht fühlbar, es sei denn darin, daß für schweizerisches Empfinden manche deutsche Kollegen eher in demokratischer Gesinnung zu weit gehen. In strittigen Fällen scheinen sie öfter als die Schweizer geneigt, gegen die Behörden Partei zu nehmen und das Prinzip der Freiheit auch dort unbedingt zu vertreten, wo wir nichts dagegen hätten, wenn gelegentlich mit etwas energischeren Mitteln für Ordnung gesorgt würde. Eine Feststellung, in der ich mich mit manchen Schweizer Kollegen, aber natürlich keineswegs mit allen, einig weiß. Überhaupt kann von einer deutlichen Grenze zwischen deutscher und schweizerischer Gesinnung keine Rede

sein. Im akademischen Alltag wird man sich – sofern ich als Emeritus das noch beurteilen kann – eines Unterschiedes kaum bewußt. Damit ist der unserer Universität so zuträgliche Geist der zwanziger Jahre und des letzten Jahrhunderts zurückgekehrt. Wir haben allen Grund, dafür dankbar zu sein.

FRANZ WIEACKER

Ich beschränke mich zunächst auf die Selbstdarstellung der heutigen deutschen Wissenschaft im Ausland und füge am Ende nur noch einige allgemeinere Eindrücke hinzu, die sich mir aus eigenen persönlichen Erfahrungen im Kontakt mit dem Ausland aufgedrängt haben.

I

Für mein Fachgebiet, die *Rechtswissenschaft*, würde ich die eher günstigen Erfahrungen auf einigen Gebieten der Naturwissenschaften im ganzen bestätigen können. Im international relevanten Bereich des Völkerrechts, des Internationalen Privatrechts und der Rechtsvergleichung, dem durch die Rechtsannäherung in den europäischen und den planetarischen Gemeinschaften immer größere Bedeutung zukommt, ist Westdeutschland durch leistungsfähige Institute der Max-Planck-Gesellschaft und einige bedeutende Hochschulinstitute ausreichend repräsentiert und in lebhaftem Austausch mit ausländischen Juristen. Obwohl im übrigen die deutsche Rechtswissenschaft den führenden Rang, den sie im Privat-

recht seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, und im Strafrecht (vor allem durch die Moderne Strafrechtsschule) seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erlangt hatte, aus äußeren Gründen nicht hat behaupten können, zeigt sich doch weiterhin vor allem in den anderen deutschsprachigen Ländern, in den Niederlanden, in Polen, Ungarn und selbst in der Tschechoslowakei, zumal aber auch in den iberischen Ländern, in Italien, Griechenland und der Türkei sowie in Japan und vielen Ländern der Dritten Welt fortdauerndes Interesse für die deutsche Rechtswissenschaft, das im Studium zahlreicher Doktoranden an unseren Hochschulen und in einem lebhaften Vortragsaustausch zum Ausdruck kommt. Dies gilt auch für die (*nach* antike) Europäische Rechtsgeschichte, wo an diesen Kontakten dem gleichnamigen Max-Planck-Institut in Frankfurt ein besonderes Verdienst zukommt.

Schon weniger günstig ist das Bild im Bereich der antiken, zumal der *römischen* Rechtsgeschichte, meinem engsten Fachgebiet. Die entschiedene Vorrangstellung, die der deutschen Romanistik (in diesem, bei den Juristen von der Sprachromanistik unterscheidendem Sinn) noch bis in die 20er Jahre zukam, ist durch die Emigration ihrer bedeutendsten Vertreter seit 1933 jäh abgebrochen worden. Als sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch die uneigennützige Hilfestellung vieler dieser emigrierten Kollegen und durch den Wiederaufbau der Institute zu erholen begann, erwuchsen ihr neue Gefahren durch eine wesentlich nicht humanistisch interessierte Bildungspolitik, die – im allgemeinen mehr aus pragmatischen denn aus ideologischen Gründen – in der Rechtswissenschaft die Rechtsgeschichte und in den Philosophischen Fakultäten die altsprachlichen Fächer und die Althistorie mehr

und mehr zurückdrängt – wie es in den Studienplänen, der Auslegung der Professuren und der Ausstattung ihrer Institute zum Ausdruck kommt. Vor allem wurden aber all diese Fächer in der Wurzel getroffen durch die immer fortschreitende Verdrängung des Lateinunterrichts durch aktuellere Lehrfächer, vor allem in Norddeutschland. (Kennzeichnenderweise wurde lediglich die Archäologie dank eines durch Massenmedien und Sozialtourismus belebten und durch neuartige Methoden und Leistungen auch voll gerechtfertigten allgemeineren Interesses von dieser rückläufigen Bewegung verschont.) Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sich dies alles in der sinkenden Beachtung widerspiegelt, die im Ausland diesen Gebieten der deutschen Geisteswissenschaft zugemessen wird: Die (zum Glück immer noch häufigen) Ausnahmen bestätigen die Regel.

Diese spezielleren Erfahrungen geben leider Anlaß zu einigen allgemeineren Beobachtungen über die Entwicklung in den sog. Geisteswissenschaften, deren Kernbereich die (vormaligen) Philosophischen Fakultäten sind. Die erheblichen Rückschläge, die die Forschungsarbeit hier durch die tumultuarische Phase der Hochschulumwälzung (etwa 1968–1972) erfuhr, klingen an vielen (alten und neugegründeten) Hochschulen langsam wieder ab. Nachhaltiger wirkt sich in der gleichen Richtung, wie übrigens auch im Ausland, eine Hochschulpolitik aus, die (aus begreiflichen und schwerlich zu beanstandenden Gründen) auf die Hochschulbildung möglichst großer Bevölkerungsteile drängt. Sie stellt die Forschungsaufgaben der Universitäten gegenüber den Unterrichtsaufgaben an die zweite Stelle und verlegt die Schwerpunkte der Forschung in Max-Planck-Institute, Akademien und andere, von

der Hochschule nicht abhängige Institutionen. Nun ist aber die Zahl der geisteswissenschaftlichen Institute in der Max-Planck-Gesellschaft, trotz mancher Bemühungen, bisher außerordentlich gering; der Hauptanteil kommt hier aus legitimen Gründen den oben genannten rechtswissenschaftlichen Instituten zu. Die Zahl und die Mittel der westdeutschen Akademien aber sind, wie bekannt, ziemlich begrenzt.

Mit dieser an sich schon ungünstigen Lage (von der nur die aus pragmatischen, ideologischen oder wissenschaftstheoretischen Gründen begünstigten Sozialwissenschaften weniger betroffen werden) treffen für die »klassischen« geisteswissenschaftlichen Fächer, die bis in die 20er Jahre, zusammen mit den Naturwissenschaften, das internationale Ansehen der deutschen Wissenschaft trugen, weitere Faktoren zusammen. Sie wirken sich nach dem allgemeinen, durch meine persönlichen Einblicke bestätigten Erfahrungen vor allem in den philologischen »Massenfächern« (besonders Germanistik, Romanistik, Anglistik) und in der Geschichtswissenschaft aus, weil hier eine innere Erschütterung des »Selbstverständnisses« dieser Wissenschaften zusammentrifft mit dem Indoktrinationsstreben kleinerer aktiver Gruppen und vor allem mit dem großen methodologischen Konflikt zwischen der historisch-hermeneutischen Tradition dieser Fächer und den Ansprüchen der modernen Wissenschaftstheorie (und im Fall der Philologien der Linguistik) auf Anwendungen analytisch-erklärender Methoden, der ja das interessanteste allgemeine Problem der heutigen Wissenschaft ist. Die Folge dieser – an sich unvermeidlichen, selbst notwendigen – Entwicklung ist zuweilen Entmutigung in den bisherigen traditionellen Forschungsrichtungen oder Unausgeglichenheit und überzogenes Selbstbewußtsein der modernen allgemeinen Theorie, die in

diesen Spezialfächern nicht immer durch die großen führenden Persönlichkeiten der neuen Wissenschaftstheorie vertreten wird. Ich bringe dies zur Sprache, weil der hierdurch bewirkte – hoffentlich vorübergehende – Leistungsabfall nach meinen persönlichsten Erfahrungen dem wissenschaftlichen Ausland keineswegs entgeht. An sich darf ja im Gegensatz zu den allgemeinen Vorbehalten, denen das Deutsche seit der wilhelminischen Ära und besonders seit dem Hitlerregime oft im Ausland begegnet, der Mann der Wissenschaft aus Deutschland noch gewiß sein, daß seine wirklichen Leistungen im Ausland voll gewürdigt, ja daß sie geradezu in einem Maße *erwartet* werden, das ihn manchmal nur beschämen kann.

II

Voraussetzung dafür ist freilich, daß er sich dort auch *sprachlich* verständlich machen kann. Ich komme damit auf die mehr äußeren Bedingungen, die der Repräsentanz der deutschen ›Kultur‹ und besonders der Wissenschaft im Ausland im Wege stehen. Ich meine in erster Linie die Sprache. Bekanntlich ist durch irreversible Entwicklungen das Deutsche aus seiner führenden Stellung als einer der sich weltsprachlicher Geltung annähernden großen europäischen Hauptsprachen zurückgedrängt; es nimmt jetzt hinter dem Englischen, Französischen, vor allem in der sozialistischen Welt auch hinter dem Russischen, seinen Platz etwa neben dem Spanischen und Italienischen ein. Da dieser Zustand weder durch Goethe-Institute allein noch durch kulturellen Sprachehrgeiz oder -chauvinismus (der uns weder liegt, noch Erfolgschancen haben würde)

zu beheben ist, so ist daraus die zwingende Konsequenz zu ziehen, daß der deutsche ›Wissenschaftler‹, der mit dem Ausland Kontakte aufnimmt, wenigstens *eine* fremde Hauptsprache wirklich zu beherrschen lernt; in den Natur- und Sozialwissenschaften mehr das Englische, in den Geisteswissenschaften und der Rechtswissenschaft eher – oder neben dem Englischen – das Französische. Es kann nicht genug betont werden, daß noch heute in dieser Richtung, vor allem auch für das Französische, in unserer Schule nicht genug dafür geschieht. (Es ist nur daran zu erinnern, wie die Präsenz etwa der französischen Interessen in den Europäischen Gemeinschaften nicht nur durch die Vormacht des Französischen im allgemeinen gefördert wird, sondern auch durch die auffallende Bereitschaft der Franzosen, Fremdsprachen (und zwar auch das Deutsche) mit der Perfektion zu erlernen, die das enge und schöne Verhältnis des französischen Geistes zur Sprache selbstverständlich macht.)

Das deutsche Sprach-›Image‹ (um diesen für das Folgende symptomatischen Ausdruck nicht zu vermeiden) leidet aber auch darunter, daß der gebildete Ausländer, der sich an der klassischen, auch der klassischen wissenschaftlichen Literatur in deutscher Sprache geschult hat, in der Praxis zu seiner Enttäuschung das gesprochene Deutsch in einem zunehmenden Verfall antrifft, der über den auch in anderen alten Kultursprachen fühlbaren noch hinausgeht. Er sieht sich einerseits mit Befremden gegenüber einer Sprache, die in Wortschatz, Syntax und Grammatik und in der Wahl der jeweiligen Sprachschicht mehr und mehr das Unterscheidungsvermögen verliert, oder andererseits einer überzogenen Wissenschaftssprache, die – trotz Häufung lateinischer und angelsächsischer Fremdwörter – für ihn noch schwerer verständlich ist als für

den deutschen Leser. (Gemeint ist hier selbstverständlich nicht die unentbehrliche hochtechnische Sprache der Fachwissenschaft oder die gleichfalls unvermeidliche Formalisierung der Sprache der modernen Wissenschaftstheorie, sondern ihr modischer Mißbrauch durch Unberufene – so wie etwa von jeher der Halbgebildete mehr Fremdwörter braucht als der weltläufige und gebildete Schriftsteller.) Es muß leider gesagt werden, daß gewisse Erscheinungen im heutigen Deutschunterricht aller Schulsysteme nach meinen persönlichen Erfahrungen gerade im Ausland die Provinzialisierung und die Isolierung des deutschen intellektuellen und wissenschaftlichen Lebens, gemessen am Weltmaßstab, begünstigen.

Ein zweiter, mehr technischer Punkt wird hier nur ungern berührt. Der Deutsche, der bei ausländischen Kongressen und Symposien in einem fast bestürzenden Ausmaß die Gastfreundschaft der öffentlichen Veranstalter erfährt – und zwar gerade auch in kleinen oder größeren Ländern, die weit weniger wohlhabend sind als die Bundesrepublik –, sieht nach der Rückkehr mit einer gewissen Beschämung die geringe Bereitschaft deutscher Kulturbehörden, die für eine angemessene Ausrichtung solcher Veranstaltungen nach bescheidenem Weltmaßstab erforderlichen Mittel zu bewilligen. Es versteht sich von selbst, daß hiermit nicht etwa hohler Repräsentation oder unverantwortlichem Aufwand das Wort geredet wird; es wird auch nicht verkannt, daß vor allem kleine Länder durch solchen Aufwand ihr kulturpolitisches Prestige zu stärken suchen und daß Zurückhaltung, Sachlichkeit und Konzentration auf die ernste Arbeit in den Vortrags- und Diskussionssälen zu den positiven, auch im ernstzunehmenden Ausland gewürdigten, deutschen Seiten gehören. Trotzdem

muß gesagt werden, daß, vor allem an den deutschen Universitäten mit ihren sehr geringen, durch Stiftungsbesitz kaum je erweiterten Mitteln, die wissenschaftliche internationale Gastfreundschaft in Kongressen, Symposien und Vortragseinladungen zu selten und daß sie sehr oft auch zu dürftig ist. Die Gründe liegen zunächst einmal, was die Hochschulveranstaltungen betrifft, in der technischen Zuständigkeit der Bundesländer für den Hochschul- und Kulturetat; man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie sich für typische Bundesangelegenheiten, wie die Repräsentation der deutschen Wissenschaft vor dem Ausland, weniger verantwortlich fühlen. Ferner mag auch ein mangelndes Gefühl für die große Bedeutung im Spiel sein, die in internationalen Begegnungen der Wissenschaft den Kontakten außerhalb der offiziellen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen zukommt, und das etwa in den lateinischen Ländern so stark entwickelt ist. Wenn schon ein Staat, der im Ausland als (neu)reich gilt wie die Bundesrepublik, für diesen Sektor einen winzigen Bruchteil der Mittel nicht aufbringt, die er – mit vollem Recht – der Entwicklungshilfe und auch dem Straßenverkehr nicht vorenthält –, so sollten wenigstens die Veranstalter um solche Imponderabilien besorgter sein wie anziehende Tagungsorte, freundliche hilfsbereite Gastfreundschaft, ein wohlüberlegtes und interessantes Nebenprogramm, das den ausländischen Teilnehmern Kultur, Landschaft und Lebensprobleme der jeweiligen Umwelt in werbender Weise anschaulich macht. Ich bemerke noch, daß diese Sorge im allgemeinen nicht die durch den Bund oder die großen wissenschaftlichen Institutionen des Bundes ausgerichteten internationalen Veranstaltungen betrifft, sondern spezifisch die der deutschen Universitäten.

Endlich muß in aller Kürze gesagt werden, daß die westdeutschen wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften für das Ausland – und wohl nicht nur für dieses – *zu teuer* sind.
Auch wenn die Höflichkeit oder Selbstachtung ausländischer Kollegen es dem deutschen Besucher verschweigt: es ist unverkennbar, daß deshalb auch notwendiges und gewünschtes deutsches wissenschaftliches Schrifttum an den Hochschulen und Instituten des Auslandes oft nicht ausreichend angeschafft werden kann. Da sich an den deutschen Herstellungskosten wahrscheinlich nichts ändern läßt, so könnte man an subventionierte Preise denken, die aus Bundesmitteln eine durchdachte Belieferung ausländischer Institute sicherstellen könnten. Dies gilt nicht nur für Entwicklungsländer, für die wahrscheinlich auch die Versorgung mit wissenschaftlichem und technologischem Schrifttum vorgesehen ist, sondern auch für die anderen Kulturländer, zumal in den zentral- und osteuropäischen Ländern, in denen die Beschaffung deutscher fachwissenschaftlicher Literatur offenbar nur an dem Devisenmangel leidet.

III

Über diese Einzelfragen hinaus wird dem Deutschen, der sich in häufigem Kontakt mit ausländischen Freunden Rechenschaft gibt über die schwierige und undeutliche Selbstdarstellung unseres Landes vor der Welt, immer wieder eine letzte Schwierigkeit deutlich. Wie der einzelne seiner Umwelt, so kann auch eine Nation der Welt nur schwer ein konstantes deutliches und verläßliches Bild ihrer selbst darbieten, wenn sie die Schwierigkeiten mit ihrer eigenen ›Identität‹ hat. Über

diesen Mangel hilft kein guter Wille, keine Bereitschaft zur Preisgabe eigener Interessen und nicht einmal die sachliche Leistung ganz hinweg. Die traurigen Gründe für die Bedrohung, ja schon für den Verlust der eigenen nationalen Identität sind uns allen geläufig. Deutschland, seit alters sich ethnisch, sprachlich und kulturell als Einheit empfindend und als solche auch von den Nachbarvölkern verstanden und respektiert, ist praktisch erst 1870/71 ein Staat geworden; daß dies, wie damals vielleicht kaum vermeidlich, dann in der Form des nationalen Machtstaates geschah, konnte ihm keine Sympathien bringen; und es ist bekannt, wie sich diese Vorbehalte und diese Isolierung in der wilhelminischen Periode verstärkten. In dieser Zeit traten auch Züge des Nationalcharakters zurück, die die Welt bisher an der deutschen Art geschätzt und geachtet hatte, wie Einfachheit, Bescheidenheit unbestechliche Sachlichkeit und Bereitschaft zum Maßhalten. Sie wurden vielfach zurückgedrängt durch die Großsprecherei und das Auftrumpfen des innerlich Unsicheren, der im Walde pfeift, weil er sich im Dunkeln fürchtet. Unglücklicherweise wurden gerade diese Züge in den Reden und Reisen des letzten Monarchen und im aufstrebenden Welthandel der Weltöffentlichkeit besonders sichtbar. Vollends die moralische Katastrophe des Hitlerregimes hat das deutsche Ansehen auf unübersehbare Zeit fast hoffnungslos geschädigt und die physische Katastrophe von 1945 hat dann auch äußerlich die Kontinuität und Identität des deutschen Selbstverständnisses aufgehoben. Der schärfste äußere Ausdruck dafür ist Deutschlands Spaltung zwischen West und Ost; aber die Krisis des Selbstverständnisses betrifft auch den jungen westdeutschen Staat selbst, dessen äußere Erfolge die verlorene Kontinuität einer 900jährigen nationalen Existenz nicht voll ersetzen können.

Das Problem ist bekanntlich durch die verschiedenen unbewußten Strategien des neudeutschen Bewußtseins nicht gelöst (»bewältigt«) worden: weder durch die totale Verdrängung der jüngsten und dann auch der *älteren* Vergangenheit, für die die großen Aufgaben und auch Leistungen des westdeutschen Wiederaufbaus seit 1948 manchen Vorwand gaben, noch durch ein (in der Öffentlichkeit sich selten artikulierendes) verkrampftes Festhalten am Gestrigen, noch endlich durch die willige Selbstpreisgabe an neue Leitziele, wie den Wohlstand, die europäische Integration, an neue kritische Ideale und Ideologien. Wie der einzelne, so kann sich auch eine Nation nicht aus ihrer Geschichte, ihrer Schuld, ihrer Verantwortung und ihrer spezifischen Aufgabe gleichsam hinausstehlen. So ist das heutige Westdeutschland eine ökonomische Großmacht, vielleicht eine der führenden, und wohl auch ein leidlich geordnetes und funktionstüchtiges Gemeinwesen. Aber an Selbstbewußtsein und Geschichtswürde kann es sich auch mit kleineren Nachbarn, wie den Niederländern, Dänemark oder der Schweiz, nicht messen. Denn wie sollte ein Staat sich selbst und seine Kultur vor der Welt darstellen, wenn er sich selbst nicht als fraglos vorgegebene Individualität begreifen kann? Ich sehe hierin die letzte kaum lösbare Frage, die das so verdienstvolle Thema des »Bildes der Bundesrepublik und ihrer Kultur im Ausland« stellt.

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat im allgemeinen wohl in allen ihren Sparten einen internationalen Standard wiedererreicht, nachdem die erste Phase einer inneren Neuorientierung überwunden war. Von großem Einfluß war vor allem die amerikanische Geschichtswissenschaft, zu der auf verschiedenen Wegen, u. a. durch das Institute for Advanced Study in Princeton und ständige Gastprofessuren amerikanischer Historiker, namentlich in Berlin, engere Verbindungen hergestellt wurden. Die Beziehungen zu den Historikern der europäischen Länder waren nicht im gleichen Maße intensiv, wenn auch die bilateralen Historikergespräche, die vor allem das Internationale Schulbuch-Institut in Braunschweig organisierte, wesentlich zu gegenseitigem Kennenlernen und Verstehen beigetragen haben.

Das eigentliche Problem der deutschen Geschichtswissenschaft nach der Übergangsphase und der fast ausschließlichen Beschäftigung mit der Frage nach den Wurzeln des Nationalsozialismus ist die Tatsache, daß die deutschen Historiker vor allem der jüngeren Generation nach dem völligen Zusammenbruch der nationalstaatlichen Tradition noch keinen verbindlichen Orientierungspunkt für ihre Forschungen gefunden haben. Der Themenkreis einer europäischen Geschichte wird nur zögernd aufgegriffen, zu weltgeschichtlichen Themen fehlt noch der unmittelbare Zugang, wie ihn die Amerikaner aus ihrer Weltmachtstellung, die Engländer und Franzosen aus ihren überseeischen Besitzungen und deren Verlust folgern können. Die Flucht in eine rein soziologische Geschichtstheorie und -praxis kann zum großen Teil hieraus erklärt

werden. Die sachlich zutreffende Ablehnung eines ausschließlichen Primats der Außenpolitik wird gleich wieder in einen ebensowenig zutreffenden Primat der Innenpolitik verwandelt. Dies ist, wie mir scheint, die genaue Spiegelung einer Art Flucht aus der großen Politik, wie sie in der Bundesrepublik hier und dort anzutreffen ist.

Trotz dieser inneren Schwierigkeiten hat sich die Stellung der deutschen Geschichtswissenschaft im internationalen Rahmen sehr gefestigt. Bis zu diesem Sommer und dem Internationalen Historikerkongreß in Bukarest im August d. J. ist ein deutscher Historiker, Professor Erdmann aus Kiel, Vorsitzender des Internationalen Komitees der Geschichtswissenschaft gewesen. Er hat den Kongreß in Bukarest mit einer längeren Rede eingeleitet, die zum größten Teil in deutscher Sprache gehalten wurde. Die deutsche Sprache war im übrigen auf dem ganzen Kongreß, wie mir Herr Erdmann und manche anderen Teilnehmer berichteten, neben dem Französischen und Englischen durchaus dominierend. Die Historiker mehrerer Ostblockländer haben sich nur der deutschen Sprache bedient. Man sollte m. E. in der deutschen Wissenschaftspolitik von solchen Tatsachen Kenntnis nehmen und nicht vollständig dem Englischen den Platz überlassen. In allen Ostblockländern wie zum Teil auch in Ostasien ist Deutsch als Wissenschaftssprache durchaus noch nicht von der Bildfläche verschwunden.

HELMUT COING

Bemerkungen zur Lage der Geisteswissenschaften und der Jurisprudenz

I

Die deutschen Geisteswissenschaften hatten in den Jahren der Weimarer Republik einen Höhepunkt; sie genossen damals ein hohes internationales Ansehen. Dies gilt für die Geschichtswissenschaften ebenso wie für die Philologien; ich erinnere insbesondere an die Stellung der klassischen Philologie mit Namen wie Werner Jaeger, Hermann Fränkel und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, oder die romanische Philologie mit Hugo Friedrich und Ernst Robert Curtius. Im Bereich der Kunst geschichte sei nur an die bahnbrechende Arbeit von Erwin Panofsky erinnert.

Die Geisteswissenschaften haben dann durch die Vertreibung der jüdischen Gelehrten durch die Nationalsozialisten eine sehr große Anzahl ihrer führenden Gelehrten verloren. Diese in die Emigration gezwungenen Gelehrten haben in den Ländern, welche sie aufnahmen, vor allen Dingen in den Vereinigten Staaten, eine außerordentlich fruchtbare Wirkung entfaltet, die auch das Interesse an den von den deutschen Geisteswissenschaften entwickelten Methoden und Fragestellungen erweckt hat. In der Nachkriegszeit hat man – wenn ich recht sehe – noch in den fünfziger Jahren stark aus der Tradition der zwanziger Jahre gearbeitet.

Inzwischen ist aber in vieler Hinsicht ein Wandel eingetreten. Soziologische und sozialpsychologische Betrachtungs-

weisen sowie stärker formal ausgerichtete Methoden, die wohl von der anglo-amerikanischen Wissenschaftsauffassung abhängen, haben einen breiten Raum in Deutschland gewonnen; dabei sind aber die Deutschen eher die Nehmenden als die Gebenden. Ein englischer Gelehrter hat mir vor einigen Jahren gesagt, daß im Gegensatz zu früher das, was heute im Bereich der klassischen Philologie in Deutschland erscheine, für die englische Wissenschaft ohne Interesse sei.

Ich bin allerdings der Meinung, daß die Methoden, welche in den letzten anderthalb Jahrzehnten im Vordergrund standen, im Grunde genommen nur Randbedingungen des geistigen Lebens untersuchen, aber nicht zu dem eigentlichen Kernbereich der Gegenstände der Geisteswissenschaften vordringen können, nämlich dem Geistesleben in den verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes selbst. Es ist daher an der Zeit, eine gewisse Rückbesinnung auf Fragestellungen und Methoden vorzunehmen, welche in der Vergangenheit den deutschen Geisteswissenschaften ihren besonderen Platz gesichert haben, und sorgfältig zu prüfen, wieweit diese früheren Ansätze auch angesichts der mit den neuen Methoden und Fragestellungen erreichten Erkenntnisse weiterhin sinnvoll bleiben. Wenn dies geschieht, könnte auch der besondere Beitrag der deutschen Geisteswissenschaften im internationalen Bereich wieder stärkere Bedeutung gewinnen.

II

In bezug auf die Rechtswissenschaft ist es notwendig, sich zunächst daran zu erinnern, daß das moderne Recht primär national oder, besser gesagt, staatlich gebunden ist. Es gibt

nicht *das Recht*, sondern es gibt französisches, englisches, deutsches Recht usw. Die Wirkung einer nationalen Rechtswissenschaft ins Ausland hinein hängt daher stärker als in anderen Wissenschaften von besonderen Voraussetzungen ab.

Folgende Momente möchte ich hervorheben:

1) Es gibt im Lehr- und Forschungsprogramm der Rechtswissenschaften einige Fächer, die sozusagen von Natur her international sind. Hierher gehören Disziplinen wie das Völkerrecht, die Rechtsphilosophie und in gewissen Grenzen – besonders, soweit das römisch-kanonische Recht in Betracht kommt – auch die Rechtsgeschichte.
2) Die am positiven staatlichen Recht orientierte Rechtswissenschaft, also das Privatrecht, Verwaltungsrecht usw kann übernationale Bedeutung unter zwei Gesichtspunkten erlangen:
   a) wenn sie versteht, die konkreten Probleme des nationalen Rechts mit einer allgemeinen Theorie des betreffenden Rechtsgebiets, etwa des Privatrechts oder des öffentlichen Rechts, zu verbinden;
   b) wenn sie für Probleme, insbesondere Ordnungsprobleme, die mit der jeweils »modernen« ökonomischen und sozialen Entwicklung zusammenhängen, Modell-Lösungen erarbeiten und diese durch rechtsvergleichende Arbeiten auch der ausländischen Jurisprudenz deutlich machen kann.

Die Stellung der deutschen Rechtswissenschaft im internationalen Vergleich beruhte zunächst (am Ende des 19. und zu Beginn dieses Jahrhunderts) darauf, daß sie den Zusammenhang der konkreten Ordnungsprobleme mit einer allgemeinen Rechtstheorie wagte. Dies war die Situation, welche die deut-

sche Pandektenwissenschaft schuf. Diese Betrachtungsweise hatte eine erhebliche Ausstrahlungskraft und fand das Interesse vieler ausländischer Gelehrter, z. B. in Italien, Skandinavien, Frankreich, ja sogar in England.

In unserem Jahrhundert beruht die Stärke der deutschen Rechtswissenschaft und auch ihre internationale Stellung darauf, daß die deutsche Jurisprudenz sehr früh den Gedanken der Rechtsvergleichung aufgegriffen (hier hat auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch die frühzeitige Gründung entsprechender Institute einen wichtigen Beitrag geleistet) und es verstanden hatte, diese neue Methode mit geschichtlicher Betrachtungsweise zu verbinden.

Auch die deutsche Rechtswissenschaft erlitt sehr große Verluste durch die Rassenpolitik der Nationalsozialisten.

Ich möchte nur daran erinnern, daß uns solche Köpfe wie Ernst Rabel und Max Rheinstein verloren gingen. Auch sie haben im Ausland, und wiederum insbesondere in den Vereinigten Staaten, erheblichen Einfluß gewonnen und das Interesse an der deutschen Rechtswissenschaft teils erhalten, teils neu geweckt.

Was die gegenwärtige Situation angeht, so kann man sagen, daß die deutsche Rechtswissenschaft die in den zwanziger Jahren entwickelten Methoden weiter ausgebaut hat. Dies gilt jedenfalls für die Rechtsvergleichung; der Zusammenhang zwischen rechtsdogmatischer Betrachtung und Geschichte dagegen ist leider eher zurückgetreten. Im ganzen hat die deutsche Rechtswissenschaft damit wohl auch ihre internationale Stellung erhalten. Besonders bemerkenswert erscheint mir, daß die japanische Rechtswissenschaft, die unmittelbar nach dem Kriege natürlich stark von der amerikanischen Jurisprudenz beeinflußt worden ist, trotzdem die traditionellen

Verbindungen zur deutschen Rechtswissenschaft wiederaufgenommen hat und pflegt.

Eine gewisse Schwierigkeit bedeutet für die internationale Stellung der deutschen Rechtswissenschaft das Sprachenproblem. Deutsch wird immer weniger verstanden, und so hat sich z. B. das Hamburger Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht entschließen müssen, das groß angelegte Werk der »International Encyclopedia of Comparative Law« in englischer Sprache herauszubringen. Es wird notwendig sein, deutschsprachigen Werken englische Kurzfassungen beizufügen oder aber Übersichtsartikel über die in Deutschland erschienene Literatur in englischer Sprache herauszubringen, wie dies in Skandinavien geschieht. Ebenso wichtig ist, daß die durch die Emigranten geschaffene Beziehung zur amerikanischen Rechtswissenschaft nicht in der jetzt zu Worte kommenden Generation abreißt. Gewiß, die amerikanische Rechtswissenschaft ist angesichts der politischen Stellung Amerikas in der Welt sicher die führende. Andererseits hat das deutsche Recht, weil Deutschland selbst ein hochentwickeltes Industrieland ist, Modell-Lösungen anzubieten, die auch für die Amerikaner interessant sein können.

Das Interesse der amerikanischen Rechtswissenschaft an der deutschen aufrechtzuerhalten, ist daher ein wichtiges Problem. Es ist lösbar, wenn die entsprechenden personellen Voraussetzungen durch Austausch von Gelehrten geschaffen werden.

Ein Feld, dem die deutsche Rechtswissenschaft besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollte, sind die Beziehungen zu Japan und in Zukunft vielleicht auch zu der Volksrepublik China. Das alte China und Japan hatten im Zuge ihrer Modernisierung in breitem Umfang den Anschluß an die deutsche Rechtswissenschaft gesucht. Es ist wichtig, diese Beziehungen weiter

zu pflegen. Nach meinem Eindruck ist die Bereitschaft in Japan dazu außerordentlich groß; wieweit sich in der Volksrepublik China ein Interesse für die deutsche Rechtsordnung entwickeln kann, hängt natürlich weitgehend von der inneren Entwicklung dieser Großmacht ab.

Im übrigen wird natürlich die internationale Stellung der deutschen Rechtswissenschaft von ihren eigenen Leistungen abhängen; diese werden bestimmen, wieweit sie das jetzt wiedererreichte Ansehen halten kann. Wendet man die eingangs entwickelten Kriterien an, so wird man sagen dürfen, daß die Rechtsvergleichung in Deutschland eine blühende Disziplin ist. Weniger günstig ist die Situation der geschichtlichen Betrachtungsweise, insbesondere die Verknüpfung dieser mit der Bearbeitung von Problemen des geltenden Rechts, die früher einmal eine der Stärken der deutschen Rechtswissenschaft gewesen ist.

MARIA WIMMER

Vor unserer Diskussion in Regensburg über »Das Bild der Bundesrepublik Deutschland und deutscher Kultur im Ausland« habe ich versucht, in einem Gespräch mit einem Herrn des Goethe-Instituts in München mich über die deutsche Kulturarbeit im Ausland zu informieren.

Ich hatte dabei den Eindruck, daß die Kulturveranstaltungen, wie wir sie früher kannten, also Dichterlesungen, Konzerte, Kunstausstellungen, einem erweiterten Kulturbegriff gewichen sind, der auch Fachveranstaltungen, Symposien, z. B. über Stadtplanung, Strafrecht, Frau und Gesellschaft, Verkehrs-

beruhigung, umfaßt. Man sucht die mit dem Gastland gemeinsamen Probleme und deren Lösungen im Gespräch. Auch die Entwicklungsländer sind davon nicht ausgenommen, in Laos z. B. gab es ein Symposion über Stadtplanung, in Algier über Schweißtechnik, im allgemeinen über Recht, Wirtschaft, Technik.

Mein Eindruck ist, daß hier der Begriff Kultur sehr weitgehend dem der Zivilisation gewichen ist. Wie weit man sich des Lehrens der deutschen Sprache annimmt, doch wohl die erste Bedingung für Vermittlung von deutscher Kultur, kann ich nicht beurteilen. Ich hörte nur, daß die DDR den, allerdings ideologisch untermauerten, Sprachunterricht besonders pflegt, dabei wenig moderne Dichtung berücksichtigt, dagegen aber Goethe, Schiller und Beethoven sozusagen für sich proklamiert.

Bedauert wurde, daß seit Dahrendorfs Papier von 1972 über den erweiterten Kulturbegriff nichts mehr von höchster Stelle, also vom Auswärtigen Amt, erschienen sei, kein Konzeptionspapier über Kulturpolitik und ihre Vermittlung im Ausland.

Beklagt wurden die finanziellen Kürzungen. Da der größte Teil des Etats für feste Kosten aufgebracht wird, die ja eher steigen als abnehmen, gehen die Kürzungen nur zu Lasten der Veranstaltungen. Zudem sei eine Planung nicht möglich, weil Unklarheit im Haushalt herrsche, man erhalte z. B. für ein Vorhaben den Startschuß, dann aber werde »Stop« verordnet, was das Goethe-Institut unglaubwürdig mache. Plötzlich nicht stattfindende Veranstaltungen hätten große negative Wirkungen gerade in den Entwicklungsländern, die Selbstbestätigung brauchten.

Zu dem hier behandelten Thema kann ich nur einige periphere Bemerkungen beitragen, die auf eigenen Erfahrungen in Ägypten und in der Türkei beruhen, wo ich mich insgesamt mehrere Jahrzehnte beruflich aufgehalten habe und einige Erfahrungen sammeln konnte.

Die Bemühungen der Kulturinstitute, Goethe-Institute, Kulturreferenten und des einen oder anderen wissenschaftlichen Instituts muß man sehr anerkennen. Die Sprachkurse, wie sie von den Goethe-Instituten angeboten werden, sind sehr begehrt, die Mitarbeit von qualifizierten Landeskindern bei deutschen wissenschaftlichen Unternehmungen im Nahen Osten wird überwiegend sehr gesucht.

Gastvorträge von Schriftstellern, von Vertretern der Kunst und Wissenschaft, also von entsandten Kräften, erfreuen sich meist eines großen Zuspruchs. Aber man sollte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit doch nur eine relativ dünne Bevölkerungsschicht der betreffenden Länder erreicht wird, nämlich die, welche ohnehin die »Gebildeten« ausmachen, und daß solche Veranstaltungen meist doch nur von ziemlich rasch vorübergehender Wirkung sind. Die Eindrücke verblassen, und andersartige Angebote von anderer Seite verdrängen sie.

Eine ungleich höhere Wirkung können solche Kräfte erzielen, die auf längere Zeit bestimmte Aufgaben in Ländern des Nahen Ostens übernehmen und die auf diese Weise eine viel größere Möglichkeit haben, sich die Mentalität des betreffenden Volkes zu eigen zu machen und ihre Bemühungen danach auszurichten. Wie mir scheint, ist ein besonders eindrucks-

volles Beispiel dieser Art die Tätigkeit, die deutsche Professoren der Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, der Kunst und technischer Fächer in der Zeit zwischen 1934 und 1960 (darunter anfänglich viele Emigranten) in der Türkei ausgeübt haben. Sie haben eine ganze Generation junger Türken, nicht nur von Intellektuellen, erzogen, ausgebildet und ihr zu einem erfolgreichen Berufsweg verholfen. Die tiefgreifende Wirkung ist immer noch sehr spürbar. Demgegenüber ist es unverkennbar, daß heute nur wenige bereit sind, sich für längere Zeit in ein fremdes Land zu verdingen und dort ihr Können in einem langfristigen Prozeß der »Entwicklungshilfe« zum Tragen zu bringen. Die Gründe sind bekannt.
Ein ganz großer Nachteil – ich beziehe mich immer auf den anfangs erwähnten geographischen Raum – ist es, daß nur ganz wenige unter den Entsandten der Landessprache auch nur in den Anfangsgründen mächtig sind. Man meint heute, wenn schon nicht mit seiner eigenen Sprache, so doch mit Englisch auszukommen. Das mag in manchen Fällen auch genügen, wenigstens für solche, die sich nur kurze Zeit in dem betreffenden Land aufhalten. Aber in allen übrigen Fällen heißt das, mit seinem Partner über ein drittes Idiom zu verkehren, das beiden nicht ursprünglich eigen ist, und außer acht zu lassen, daß der eigentliche Zugang zu einem anderen Menschen und erst recht zu einem fremden Volk die Sprache ist. Allein durch dieses Medium erreicht man den Kern, um nicht zu sagen: die Seele des andern. Es ist aber auch noch einer zweiten Erfahrung Rechnung zu tragen. Die Nationen des Nahen Ostens leiden noch vernehmbar unter den Nachwirkungen der Mandats- und Kapitulationszeit, sie streben nach Ebenbürtigkeit. Wer sich mit und unter ihnen bewegt oder gar mit ihnen lebt, mag noch so geschickt, klug oder

auch gelehrt sein, mit nichts wird er eine so nachhaltige Wirkung erzielen, als wenn er mit den Landeskindern in deren eigener Sprache zu verkehren fähig ist, denn er dokumentiert damit in ihren Augen: ich erkenne euch an.
Einst gab es in Berlin das Orientalische Seminar, weil man damals der Überzeugung war, daß sogar leitende Beamte der deutschen Konsulate in den orientalischen Ländern bis zu einem gewissen Grade Kenntnisse der jeweiligen Landessprache haben sollten. Das hat sich einst bewährt und bezahlt gemacht. In viel höherem Grade müßte das heute für solche gelten, deren Tätigkeit eine noch viel größere Annäherung an ihre, primär fremde, Umwelt zur Voraussetzung hat!

HANS WIMMER

Die deutsche bildende Kunst befindet sich bezüglich ihrer Geltung im Ausland in einer elenden Lage. Und das seit über 100 Jahren, seit der Reichsgründung. Wo ist heute die Stelle, welche nach deutscher Kunst im Ausland verlangt, etwa so, wie man nach Henry Moore verlangt?
In der Tate-Gallery in London befinden sich kein Leibl, kein Marées, kein Menzel, kein Lehmbruck. Von Kokoschka, der 15 Jahre in London gelebt hat, ein kleinformatiges Bild, wohl geschenkt. Kein Adolf von Hildebrand, kein Ernst Barlach. Die Expressionisten Paul Klee, Kandinsky (in seiner Münchener Zeit), Feininger, Macke, Kirchner, Müller usf. sind in keiner englischen Galerie zu finden. Ebenso sind die deutschen Impressionisten Slevogt, Corinth etc. nicht vertreten. Man hat alles nach dem Westen orientiert. Die französischen

Impressionisten beherrschen das Feld: Manet, Monet, Sisley, Bonnard. Kein Deutscher.
In Frankreich, in Italien, in der Schweiz, in England keine deutsche Kunst. Desgleichen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Man hat versucht, Max Beckmann zu exportieren, mußte ihn aber wieder aus Amerika zurückholen: er hat keinen Marktwert. Ein anderer deutscher Künstler kommt schon gar nicht hinaus. Und kommt er doch hinaus wie Beuys zu einer Ausstellung im Guggenheim-Museum, so kauft man ihm nichts ab, man benutzt seine Attraktion.
Die einzige Ausnahme bilden Holland und Belgien: hier ist jeder Deutsche von Bedeutung wenigstens vertreten.
Dagegen gibt es kein noch so kleines Museum in Deutschland, in dem nicht ein Moore vertreten wäre. Nicht selten wird der gesamte Jahresetat dafür aufgewendet. Ebenso steht es mit Picasso. Hierzulande werden die deutschen Expressionisten wenigstens noch aufgehängt. Leihgaben! nicht angekauft! Purrmann, Heckel, Macke.
Aber – wo bleiben die Zeitgenossen?
Furtwängler hat einmal gesagt: es gibt zweierlei Musik – eine, die besprochen wird, und eine, die musiziert wird. So scheint es mit der gesamten Produktion deutscher Provenienz zu sein. In der Literatur, der Musik, der bildenden Kunst. Wo man hinblickt, lauter Ausländer am Theater (Cocteau, Beckett, Anouilh). Nur Goethe wird von den Engländern und Franzosen aufgeführt. In Amerika ist der Hesse-Kult der Blumenkinder schon wieder vergangen, doch gibt es Brecht. In Italien: kein Deutscher. In Frankreich: allein Ernst Jünger. In England: Hans Carossa.
Seit neuestem gibt es in New York eine deutsche Expressionisten-Ausstellung im Guggenheim-Museum für vier Wochen.

Aber auch hier kein Ankauf, keine Dauerrepräsentation. Und keine deutschen Künstler der Gegenwart.
Ein trauriges Bild.

ROLF GUTBROD

I

Das Bild der Bundesrepublik Deutschland im Ausland wird bestimmt:

1) durch Medien und Zeitschriften, leider vorwiegend negativ (Beispiel: Spiegel-Interview mit dem saudi-arabischen Kronprinzen Fahd oder die Titelseiten der meisten Illustrierten). Sie zeigen nicht das wahre Gesicht des Betreffenden. Ausnahme: »Die Zeit«, deren Leserkreis im Ausland aber beschränkt ist (Vorschlag: Verteilung durch Botschaften und Goethe-Institute).
2) durch die Berichte der »Gast«-arbeiter, leider oft negativ.
3) weltweit durch Geschäftsverbindungen, – noch – im wesentlichen positiv. Klagen über Nachlassen der Qualität der Waren, die Zuverlässigkeit nach Absprachen nimmt aber zu.
4) – bedauerlicherweise unterschätzt – durch das Studium von ausländischen Studierenden bei uns (Beispiele u. a. Türkei, Ägypten, China). Es ist mir unverständlich, daß aus kurzsichtigen innerdeutschen Überlegungen die Zulassung ausländischer Studenten eingeschränkt werden soll! Die Arbeit

der Humboldt-Stiftung kann nicht hoch genug gerühmt werden.

5) durch die Wirkung der Wissenschaften und Künste (wobei ich mich auf die letzteren beschränke): Musik, Ballett, Oper und – trotz der Sprachbarriere – auch Schauspiel und Literatur haben einen guten Ruf und stützen – noch – das Gerücht vom Volk der Dichter und Denker. Die bildende Kunst hat gut aufgeholt (Ausstellungserfolge in Paris und London), in der Architektur haben wir die Führungsposition verloren.

II

Könnte das Bild der Bundesrepublik Deutschland beeinflußt werden und wie?

1) Der Aufgabenkreis der Auslandsvertretungen hat sich m. E. im Zeitalter der verbesserten Nachrichtenverbindungen und des Luftverkehrs (Blitzreisen der leitenden Staatsmänner) wesentlich geändert, ohne daß die Struktur unserer Vertretungen dieser Veränderung angepaßt wurde.
   Es gibt zwar in verstärktem Maße Wirtschaftsabteilungen; sie führen aber nach meiner Beobachtung eher ein Eigenleben, sind auch dem Alltag verhaftet. Dagegen können bei höherer Wertung von Wissenschaft und Künsten die persönlich oft ausgezeichneten Verbindungen zu bedeutenden Persönlichkeiten genutzt werden, um ein vorteilhafteres Bild der Bundesrepublik Deutschland zu verbreiten. Notwendig: mehr Interesse, bessere Information, mehr Publicity.

2) Aus meinem engeren Arbeitsgebiet eine, wie mir scheint, wichtige Einzelheit: die Bauten der Bundesrepublik im Ausland könnten als sichtbarer Ausdruck deutscher Kultur angesehen werden.

Sicher ist es notwendig, Normen und Größenordnungen festzulegen. Aber muß das *Parlament* dabei die qm festschreiben?

Nach meiner Erfahrung wird dadurch die Anpassung an das zur Verfügung gestellte Grundstück *und* an die allgemeinen Verhältnisse im Gastland erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Sicher hatte beim Bau der Botschaft in Wien in den 60er Jahren dieser Platz nicht mehr die frühere Bedeutung, aber das Grundstück der sogenannten Bismarckschen Botschaft zwischen britischer Botschaft im Westen und der Sowjet-Botschaft im Osten wäre eine Verpflichtung gewesen. Sicher ist die deutsche Botschaft in Saudi-Arabien in Klasse 3, II richtig eingestuft. Nach meiner Überzeugung sind aber die sich danach ergebenden Raumgrößen (z. Z. läuft ein Bauwettbewerb) für Saudi-Arabien ungenügend und werden von den großzügig und weiträumig denkenden und fühlenden Saudis sicher nicht verstanden.